

# SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

## Sir Robert Vansittard privat

(Olaf Gulbransson)



„In Ihrem neuen Bühnenstück behandeln Sie wohl ein außenpolitisches Thema, Sir Robert?“ — „Aber ich bitte Sie — es ist doch keine Tragödie, es ist doch ein Lustspiel!“



## Dichtung und Wahrheit am laufenden Farbband

Von Walter Foitzick

Des Morgens kommt sie ziemlich pünktlich, tritt vor den Spiegel, rückt mit der Hand erst die eine Seite der Frisur in Ordnung, dann die andere, hebt den Deckel von der Schreibmaschine, öffnet Briefe, läßt manche geschlossen, poliert etwas die Nägel und ein bißchen die Schreibmaschine, führt ein Telefongespräch, aus dessen andeutenden Worten man schließen kann, daß es kein ganz geschäftliches ist, und ist im ganzen genommen nicht sehr glücklich. In ein Glas hat sie ein paar Blumen auf ihren Schreibtisch gestellt.

Wenn das Telefon klingelt, sagt sie bei jedem Anruf: „Er muß jeden Augenblick kommen“ oder: „Ich werde es ihm aussrichten“ oder: „Ich kann nicht genau sagen, ob es heute möglich sein wird“.

Dann gibt es auf ihrem Schreibtisch ein schnarrendes Geräusch oder ein Lichtsignal leuchtet auf oder es erfolgt sonst eine organisierte Störung, und das Fräulein nimmt einen Papierblock und einen Bleistift, ordnet schnell Bluse und Gesicht und verschwindet hinter einer Tür.

In dem Zimmer hinter der Tür steht vor allen Dingen mal ein Schreibtisch, und auf dem Stuhl hinter dem Schreibtisch sitzt einer, der gerade telefoniert. Aus der Art, wie dieser telefoniert, kann das Fräulein Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erkennen. Die Vergangenheit erstreckt sich bis gestern Abend und die Zukunft bis heute Abend.

Wichtiger für das Fräulein ist die Vergangenheit. Aus dem in Gang befindlichen Telefongespräch kann sie nämlich entnehmen, ob diese angenehm verlaufen ist, ob man jenseits des Schreibtisches gut und ausreichend geschlafen hat und schlecht und unzureichend oder gut und unzureichend, na und wie das Familienleben zu Hause überhaaupt war.

Das könnte dem Fräulein im allgemeinen voll-

kommen gleichgültig sein, aber schließlich ist der Chef doch auch nur ein Mensch, und der Schlaf vor Mitternacht ist der beste, und irgend etwas wird man ja doch vergessen haben zu erledigen. Also spielt die mehr oder minder angenehme Vergangenheit des Herrn Direktors schon eine Rolle, und der Ton dieses ersten morgendlichen Telefongesprächs birgt Krieg oder Frieden.

Wenn es ein kluges Fräulein ist, kann es schon jetzt wissen, ob sie heute Abend pünktlich 18 Minuten nach 6 Uhr an der bestimmten Haltestelle der Linie 37 sein wird. Zwar ist so ein Tag lang, und es kann noch viel passieren, aber die Wetterlage am Morgen ist doch maßgebend.

Das Fräulein denkt: haut der Kerl jetzt den Hörer auf die Gabel, ist die Bescherung da. Wir wollen es nämlich dem Fräulein nicht übelnehmen, daß sie nicht denkt: Ach, so schwere Sorgen umwölken den Herrn Direktor Hingrubner, und die geschäftliche Lage macht ihn halt nervös.

Ich weiß, es wäre jetzt sehr praktisch und es würde Ihnen ausnehmend gefallen, wenn ich jetzt schriebe, daß Herr Direktor Hingrubner nach Beendigung des Telefongesprächs sein Auge eine Weile erst zerstreut auf dem blonden Scheitel seiner Sekretärin und dann immer freundlicher ruhen ließ. Vielleicht verlangen Sie auch von mir, daß ich ihn zart über das frisch ondulierte Haar seiner Sekretärin streicheln und ihm dabei die Schuppen von den Augen fallen lasse, wodurch er in Fräulein Erna das Weib entdeckt, das unter anderem seine Sorgen mit ihm teilen könnte.

Mensch, machen Sie doch keinen Quatsch, wir sind doch hier nicht im Film, sondern in einem Büro, und heute vormittag müssen noch mindestens zwanzig Briefe diktiert werden. Wo kämen wir denn da hin! Außerdem ist Direktor Hingrubner, wie wir eben aus dem Telefongespräch hätten entnehmen können, schon mehr als ver-

heiratet, und darum sozusagen außer Kurs gesetzt. Ah, jetzt verstehe ich, Sie meinen, dieser Wüstling von Hingrubner würde Erna jetzt trotzdem auf seine Knie ziehen. Herr, sind Sie verrückt geworden? Sämtliche Sekretärinnen kämen uns auf den Kopf. Bedenken Sie doch: die Fachschaft der Sekretärinnen. Der Pressereferent der Sekretärinnen würde uns einen Brief schreiben, der uns so nervös machte, daß unsere Sekretärin an dem Tage, wo wir den Brief empfangen, mindestens denken würde: Heute ist der Kerl wieder vollkommen unausstehlich; jetzt diktiert er mir schon den Entschuldigungsbrief zum zehnten Male und noch immer ist er nicht weich genug. Also, so geht das auf keinen Fall.

Mir bleibt tatsächlich nichts übrig, als bei der Wahrheit zu bleiben. Herr Hingrubner fährt mit keiner Hand über aschblondes Haar, Herrn Hingrubner fällt nicht die kleinste Schuppe von den Augen und deshalb sagt er auch nicht: „Mein liebes Kind, möchten Sie nicht mit mir eine weite Reise mindestens um die ganze Erde machen“, sondern Herr Hingrubner sagt: „Schreiben Sie: Zu unserm Bedauern können wir Ihr Angebot nicht annehmen, da...“

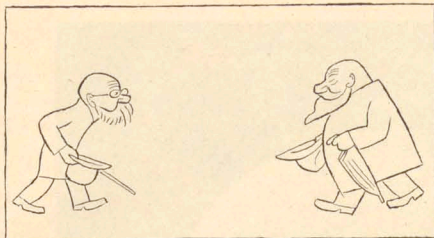
Diesen Brief kann man sich fortgesetzt denken wie man will. Er unterscheidet sich nicht im geringsten von den vielen hunderttausend Briefen, die täglich von hundertausend Sekretärinnen geschrieben werden und deretwegen die Schreibmaschine erfunden wurde.

Ach, ich möchte noch ein tröstendes Wort für die Ehefrauen der vielen Herrn Hingrubners schreiben, die sich unter einer Sekretärin immer die Sünde in ihrer verführerischsten Gestalt vorstellen. Sind es, meine Damen, nicht alle Sekretärinnen erst aschblond und haben es ausgerechnet auf ihren Mann abgesehen, und zweitens sind sie alle schon in festen Händen.



# Gute Bekannte

(K. Arnold)



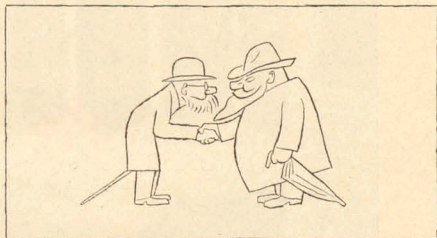
„Habe die Ehre, gut'n Tag z' wünsch'n!"  
— „Ah! Gut'n Tag! Mein Kompliment!"



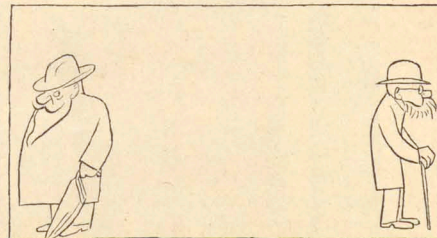
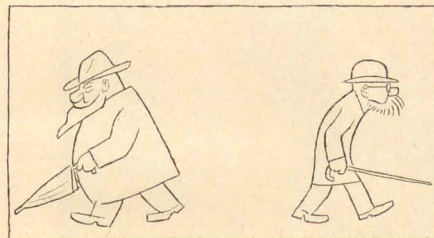
„Verzeihung, jetzt woaß i' net recht — mit wem hab' i nacha die Ehre?" — „Grad überleg' i mir aa, wer Sie san!"



„Ma wird halt alt!" — „Sag' i aa allwei', alt wird ma halt."



„Nacha nix für ungut, und auf Wiedersehn!" — „Auf a guat's Wiedersehn!"



Beide: „Kenna tua i eahm scho, awa i moan, er is' net."

## W u t f i d e r / Von Rataöskf

Wir bummelten, hübsch Arm in Arm,  
vorbei an einer Hühnerfarm.

Die Hennen pickten froh beflissen  
im Gras herum nach Leckerbissen,  
wobei, wenn eine einen fand,  
nicht selten Zank und Streit entstand,  
den, falls er allzu lange währte,  
schiedsrichterlich ein Gockel klärte.

E i n Gockel bei so vielen Damen?  
Muß er nicht schlüpflich doch erlahmen  
auf diesem weiten Schöpfungsplan?

Agathe sah mich fragend an.

„Eja!" seufzt' ich, mit den Schultern zuckend  
und leicht verlegen um mich zuckend . . .

Sieh da: in einer Schattenecke,  
ganz nahe bei der Buchsbaumhecke,  
stand eine Tanne, Alt um Alt  
mit weißen Hähnen, jung und mast,  
bis in den Wipfel dicht belegt.

Ich rief: „Was wär denn dieses jetzt?  
Da wimmelt's ja nur so von Herren!"

Was treibt sie wohl, sich abzusperren?  
Sie hoch den grämlich da und lassen  
die Kämmen hängen, statt zu spaßen  
mit der geschätzten Damenwelt,  
die ihnen offenbar mißfällt.  
Ist's von Asketen eine Gilde?  
Ich bin hier nicht so recht im Wilde . . .  
Wie denkst du drüber, o Agathe?"

. . . Agathe ging mit sich zu Rate  
und lächelte dann schlau und fein:

„Es dürften wohl Kapapunen sein . . ."

## Der Schlafanzug

(K. Helligenstädt)



„Ich weiß gar nicht, was man immer gegen Pyjamas hat, ich finde sie so ganz praktisch!“



# DER WETTSTREIT

Von Georg von der Vring

Den Sekundanern Lieblich und Marschalkewitz schien dieser Abend kein Ende zu nehmen. Sie standen vor dem Gartener, hinter ihnen lag das Haus, links die graue Mädchenschule, rechts die rote Backsteinkirche; über allen drei Dächern malte sich das verlöschende Gelb des Abendhimmels.

Die beiden Weißmützen wußten nicht, was sie mit der Zeit bis zum Schlafengehen anfangen sollten. Das Haus hinter ihnen war leer; denn die Wirtin hatte sich soeben entfernt, um einen ihrer lächerlichen Besuche zu machen. Auch die Mädchenschule war um diese Zeit natürlich leer und die Kirche ebenfalls.

Lieblich und Marschalkewitz waren zwei „Auswärtige“, das heißt, ihre Eltern wohnten an einem anderen Ort. Sie besuchten unser Gymnasium erst kurze Zeit und lebten sehr zurückgezogen. Sie waren gute Schüler, aber wenn sie ihre Schularbeiten erledigt hatten, so fing mit Gähnen und nassen Augen das Elend an. Was konnten sie um alles in der Welt mit dieser langweiligen Abendstunde beginnen! Sollten sie sich Steine suchen und hinter die Katzen gehen, die im Garten herumraschelten?

Pötzlich ließ Lieblich etwas anderes ein. Er schlug seinem Kameraden vor, sie wollten Kniebeugen machen.

Marschalkewitz hatte keine Lust.

Lieblich fing an, ihn zu reizen. Er behauptete, kein Mensch könne so viele Kniebeugen machen wie er, der Lieblich.

„Wie viele denn?“ fragte Marschalkewitz.

„Fünfhundert!“ behauptete Lieblich als Geratewohl.

Fünfhundert? Nun, fünfhundert Kniebeugen traute sich Marschalkewitz wohl auch zu.

Man beschloß, daß Lieblich als der Herausforderer beginnen sollte, und man einigte sich dahin, daß nur tadellose und tief ausgeführte Kniebeugen anerkannt und gezählt werden könnten.

Gut, Lieblich stülpte die weiße Sekundanermütze über den Gartenzaun und fing an. Er hatte noch nie mehr als hundert Kniebeugen gemacht. Es ging jedoch besser, als er angenommen hatte.

Nach der dreihundertsten wurde er sich allmählich unangenehm, doch überwand er die Schwäche. Er kam auf funfhundert. Sollte er nun aufhören? Marschalkewitz, dieser ehrgierige Bursche, würde sicherlich mehr fertigmachen als funfhundert. Also fuhr Lieblich fort, seine Knie zu beugen. Marschalkewitz zählte mit. Der gelbe Streifen am Westhimmel erlosch allmählich und der Stern Venus blitzte über der leeren Mädchenschule auf. Nach der siebenhundertsten Kniebeuge gedachte Lieblich aufzuhören. Aber er konnte sich dann nicht dazu entschließen. Da Marschalkewitz ihn anfeuerte, so pumpete er ohne Pause weiter. Er kam mit zitternden Knien auf achthundert. Er schnaufte sehr.

„Mach‘ doch Schluß!“ sagte Marschalkewitz.

„Noch nicht!“ keuchte Lieblich.

Als er aber bei neunhundert angelangt war, ging es nicht mehr; nein, nun war es endgültig vorbei. Er ließ sich zu Boden fallen und sank gegen den Zaun. „Du bist dran!“ schnaufte er.

Marschalkewitz begann. Er machte dreihundert und machte funfhundert. Venus näherte sich den Schornsteinen der Mädchenschule. Als er dann achthundert geschafft hatte, war der Stern verschwunden.

Lieblich zählte mit. Ihm wurde die Sache jetzt bedenklich, und er rief:

„Tiefer! Tiefer!“

Marschalkewitz nahm weiter keine Notiz davon; er tauchte, genau wie vorhin, ordnungsgemäß in die Tiefe und kam auf neunhundert. Neunhundert-eins... und damit war Lieblich geschlagen. Es war ein Nachteil gewesen, daß er hatte anfangen müssen. „Mach‘ Schluß!“ rief er ärgerlich.

Inzwischen war es völlig Nacht geworden. Die Katzen begannen ihr Gartenkonzert, aber immer noch pumpte Marschalkewitz weiter. Er brachte es mit Schnaufen und Keuchen auf tausend. Dann hörte er auf. Er behauptete zwar, daß er noch mehr Kniebeugen hätte machen können. Auch

Lieblich behauptete es von sich. Man kam über- ein, daß der Wettstreit am folgenden Tage wiederholt werden solle. Darauf begab man sich recht müde zu Bett.

Der folgende Tag... ja, was war am folgenden Tage?

Die beiden konnten nicht aufstehen, das heißt sie standen wohl auf, aber... sie fielen zu Boden, weil ihre Knie weich waren. Sie stellten sich zwar sogleich wieder auf die Füße und setzten sich lächelnd und ein wenig verwundert an den Frühstückstisch. Offenbar hatte man doch zu viele von diesen Kniebeugen fertiggebracht. Nun, das war weiter nicht schlimm, man würde auf gestreckten Beinen zur Schule gehen, dort konnten sich die beleidigten Knie unter der Bank ausruhen.

Aber, leider, es kam anders. Als Lieblich und Marschalkewitz steifbeinigen Ganges zum Gymnasium kamen, war eben ein Wandertag angesetzt worden. Schon wurde angetreten, und die Sekunda marschierte unter der Führung des Turnlehrers ab. Die beiden „Auswärtigen“ gingen nebeneinander im Gileed. Wie Störche stelzten sie dahin. Natürlich wurde es bald bemerkt.

„Was ist denn mit euch los?“ hieß es.

Was sollten sie antworten? Mit ihrem gewöhnlichen Gang konnten sie nicht gehen; hätten sie es versucht, so würden sie auf die Knie gefallen sein. Da sie sich um keinen Preis auslassen lassen wollten, so erklärten sie ihren Kameraden, sie wären heute früh übereingekommen, die ganze Wanderung mit durchgedrückten Beinen zu machen; sie hätten darüber eine Wette abgeschlossen. Es gab ein großes Halloh. Einige sagten: „Ihr seid geschmacklos.“ Andere versuchten, es ihnen nachzutun; aber sie gaben es bald wieder auf.

Lieblich und Marschalkewitz aber behielten diese Art zu gehen bei. Allmählich bewunderte man ihre Zähigkeit. Es war zwar ein reichlich blöder Anblick; sie gingen wie Irländer wie Gecken. Nun, es lachte sie niemand deswegen aus; denn es war eben Sport.

Als die Sekunda das erste Dorf durchschritten hatte, warfen die beiden Freunde sich einen viel-sagenden Blick zu; sie waren am Ende ihrer Kraft. Zuert trat Lieblich aus dem Gileed, er ließ sich an einem Birkenstamm nieder. Marschalkewitz erreichte den nächsten Baum, und auch er saß am Boden.

Das sah der Turnlehrer. Er ließ die Kolonne halten und kam gegangen. Und nun flüsterte sie ihm das mit den Kniebeugen zu. Mit einem Fluch wandte er sich fort und ließ die beiden zurück.

## Lied aus Böhmen

Von Wilhelm Pleyer

Mein Herz schaut aus  
wie nach einer Wirtshausrauferei;  
ich schmiß verschiedene Leute 'naus  
und du bist auch dabei.

Da auch, Milada Burianowa,  
und leer ist mein Herz und wüst;  
nur noch ein Musikant sitzt da  
und spielt: „Tak sladce libalva“  
(„So süß hat sie geknipft“).

Da hast das schönste Starso-Bein,  
zwei so gar, und Augen und all's;  
doch es soll nicht sein und es wird nicht sein,  
keinesfalls!

Bist 'naus, Burianowa,  
und das ist gut.

Nur noch ein Musikant sitzt da,  
ein böhmischer Musikant sitzt da,  
der schmerzlich göigen tut.

Was wurde aus dem Traum eines Sommerabends? — Die krasse Wirklichkeit! Was sollten diese „Auswärtigen“ jetzt tun? An der Landstraße zu bleiben war nicht ratsam. Sie würden in den Verdacht der Betrunkenheit kommen und sich dem Spott der Vorübergehenden aussetzen.

Sie beschlossen, in die Fatale, zu kriechen. Kriechen fiel ihnen ja unendlich leicht. Sie schoben die Mützen in die Brusttaschen, und schon krochen sie allig zwischen den wogenden Kornfeldern vorwärts. Sie krochen lange, Schulter an Schulter, fröhlich und guter Dinge über den ausgezeichneten Ausweg. Nach und nach erwartete in jedem der Ehrgeiz, es im Kriechen dem anderen vorzutun. Jeder wollte beweisen, daß er die stärkeren Arme besäße. Lieblich hatte die Niederlage von gestern abend noch nicht verschmerzt. Sie krochen...

Jawohl, die Kraft, die seit gestern aus ihren Schenkeln entwichen war, schien sich inzwischen in den Armmuskeln eingeknistet zu haben. Welch wunderbares Gefühl, jede Entfernung der Erde mit den Ellbogen meistern zu können! Sie krochen, und ihre Beine schleiften hinter ihnen über den Boden wie Mädchenschöpfe, wie ein Nichts, so leicht.

Der Wettstreit der Arme hatte begonnen. Bisweilen hielt Lieblich die Kniee, dann wieder mußte er sie an Marschalkewitz abgeben. Über ihnen flüsterte das ländliche Gesinde der Halme. Der Mohr blies seine überzähligen Blütenblätter auf sie herunter. Sie überholten so manchen Falter, braune, weiße und blaue. Von Zeit zu Zeit setzte sich ein besonders hübsches auf ihre Rücken, und zu rasten; aber sie merkten es nicht, denn die Falter wogen nicht halb so schwer wie die heiße Luft.

„Wie weit kriechen wir?“ schnaufte Lieblich nach einer langen Zeit.

„Bis an das Ende der Welt“, gab Marschalkewitz zurück.

Aber das Ende der Welt war noch weit. Erst gegen Mittag, als die Sonnenflut zwischen den Feldern zu sieden schien, tauchte es vor ihnen auf. Noch war es ziemlich fern, eine ganze überflimmerte Ackerlänge lag zwischen ihm und den Kriechenden. Immerhin, der Endkampf konnte beginnen. Sie wühlten mit letzter Kraft los. Und wieder zeigte es sich, daß Marschalkewitz doch über größere Reserven verfügte als Lieblich; denn es gelang ihm, eine volle Armlänge früher den Rand der Welt zu erreichen. Sein Slag war durchaus klar ausgefallen.

Sie lagen dann und ruhten sich aus. Der Schweiß floß in Strübchen an ihnen herunter. Vor ihren Augen war nichts als das Sieden der Sonne. Marschalkewitz ließ das Gesicht auf die Erdkante niedersinken, und Lieblich tat es ihm nach. Sie schliefen eine kurze Weile.

Als sie erwachten und sich im Erwachen auf nichts anderes freuten, als jetzt erst einmal einen Blick über die unerforschte Kante der Welt zu tun, waren sie nicht wenig erstaunt. Sie schielten einander an und schüttelten die Köpfe. Was war denn das?... Was sie sahen, war nichts als eine grüne Laube. Sie befand sich ein paar Meter unter ihnen und kehrte ihnen ihre Öffnung zu. In der Laube saß ein einem grüngestrichenen Gartenschiff ein Mann, er war in Hemdkrümel und hielt einen Würfelbecher in der Hand; er hatte eine dicke rote Nase und listige Augen. Neben ihm auf der Bank stand ein leeres Bierglas.

„Ich werde würfeln!“, sagte der Mann. „Und Sie sollten raten.“

Er hob den Würfelbecher auf den Tisch und bilnzte zu ihnen herauf.

„Fünfzehn“, rief Lieblich.

Der Mann hob den Becher und schaute nach. Es stimmte.

„Ausgezeichnet“, nickte der Mann. „Auch der andere Herr soll raten.“

Er warf die Würfel wieder in den Becher und hielt ihn zum zweitenmal auf den Tisch.

„Nun?“ fragte er und sah auf.

„Nun“, rief Marschalkewitz.

Wieder stimmte es. Der Mann schiedte bedeutend den Kopf und sah sie eine Zeitlang







# Das Kontobuch

Von Wilhelm v. Hörsten

Damals kam der Vater besorgt nach Haus; im Geschäft wollte es nicht klappen. Die Mutter wußte das; ihre Bewegungen waren langsam und müde. Das Geld fehlte, das Nötigste zum Leben, seit Tagen schon — seit Tagen hing ein Verhängnis dämpf und drohend über der Familie. Die Kinder hockten zusammen wie verschüchterte Küken. Hans, der älteste, machte sich schwere Gedanken.

Kein Geld — was bedeutet das nicht alles! Kein Brot, kein Heim, kein Leben. Die Mutter sorgte sich so sehr. Sie sagte: „Ich weiß nicht mehr aus noch ein.“ Zu jeder Mahlzeit stellte sie den Kindern zu essen auf den Tisch. Sie sagte: „Nun eßt doch!“ Den Kindern schmeckte es nicht. Sonst schmeckte es ihnen wer weiß wie gut, aber nun nicht. Der Mutter war das nicht recht. Hans wußte nicht, wie das noch werden sollte. Der Vater war so ernst; die Mutter war so traurig; das Geld fehlte. Was ist das für ein kläglicher Zustand, wenn das Geld fehlt! Dann ist alles so dümpf und unentschieden und hilflos; so empfangt Hans die Not und außerdem: morschig, unabwehrbar, nicht zu entgehen. Geld aber ist ganz was anderes! Das ist ebenso wichtig wie Sonnenschein und Fröhlichkeit und liebes Lächeln. Nein, Geld hatten sie nicht.

Als die Not am größten war, erlief die Mutter eine Hilfe. „Hier hast du ein Buch, Hans“, sagte die Mutter, „geh zum Kaufmann und hol das, was da drin steht.“

„Und Geld?“, fragte Hans. „Du brauchst nicht Geld“, sagte die Mutter mit hartem Gesicht, „nimm das Buch und geh!“ Hans ging. Er gab dem Kaufmann das Buch und verlangte das Aufgeschriebene und erhielt einen Korb voll Waren und dankte und machte, daß er

auf die Straße kam. Er war heilsfroh, daß er die Ware hatte — ohne Geld! — das Buch hielt er fest mit beiden Händen. So richtig konnte er das immer noch nicht begreifen: Der Kaufmann hatte ihm Waren gegeben, ohne Bezahlung, einfach auf das Buch — das war ja so großartig schön! Fast so schön wie ein Wunder, wohl das Wunder selbst: ein Buch und Ware, und alles ohne Geld! Nun hat alle Not ein Ende, dachte Hans, nun sind wir gerettet, nun geht es uns nicht mehr so schlecht. Überglücklich trug er den vollen Korb heim. Unterwegs erzählte der Junge dem freundlichen Onkel Gärtner, daß es ihnen nun besser ginge, und daß sie ein Buch hätten — hier, dieses Buch! — und Waren holen könnten, soviel sie wollten. Der Gärtner lächelte gutmütig. „Das freut mich aber!“ Alle Menschen freuten sich wohl über das Glück: ein Buch und Ware und ohne Geld. Hans erzählte das überall, auch der Frau des Bürstenbinders, die sonst immer so mürrisch war, nun aber lachte.

Der Vater nickte. Die Mutter war immer noch bekümmert, obgleich sie doch ein Buch hatten und alles. Als Hans das erwählte, sagte die Mutter ärgerlich: „Junge, sei still!“ Am Freitag bezahlte sie den Kaufmann. Hans war dabei. Er sah, wie der Kaufmann das Buch nahm und schrieb und die Mutter das Geld auf die Zahnbank legte. Der Kaufmann sagte: „Alles in Ordnung.“ Die Mutter dankte.

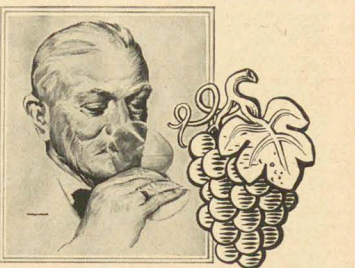


„Jaja, Herr Meier, am Umgang mit Blumen erkennt man den Menschen!“ „Stimmt, Retiche sind mir am liebsten!“

Hans sagte nichts. Der Kaufmann schenkte ihm eine Handvoll Bonbons, und der Junge sagte immer noch nichts. Er dachte an das Buch und die Ware und das große Glück — nichts blieb davon über. Er schämte sich nun, daß er so dümm gewesen war und daran geglaubt hatte. Die Bonbons schmecken ihm nicht; er erkannte sie den Geschwister. Dem freundlichen Onkel Gärtner ging er im weiten Bogen aus dem Wege. Die Frau des Besenbinders guckte er nicht mehr an. Das Kontobuch verberg er vor den Leuten.

**Gestörtes Wohlbefinden?**  
 Warum? Nehmen Sie doch Anämie! Sie hat sich bei Rheuma, Diabetes, Kopf- u. Nervenleiden, Migräne, Magen- und Darmbelästigungen, Ermüdung und Strapazen tief abgetragen bedauert! Anämie — Stämmelergötze! ab 80 Mfg. in allen Apotheken und Drogerien.  
**AMOL** wirkt schmerzstillend - !  
 erfrischend - belebend - !

**„Welt-Detektiv“**  
 Auskaufen, Detektiv Preis, Berlin 12 4, Tauentzienstraße 5, Fernruf: 24325 u. 24326, das zuverl. Institut für Ermittlungen — Beobachtungen  
 Auskunft auch über Privatverhältnisse bezgl. Herkunft Vorleben, Vermögen, Gesundheit Lebenslauf usw. Gebühr: 25 Mfr. Ermittlung, gültige private Ermittlungsgesetze tausende Anerkennungen!



**B Ü C H E R** aus dem Verlag Knorr & Hirth, München

**Kampf um den Himalaja** Von Paul Bauer  
 Der Bericht über die beiden deutschen Angriffe 1927 und 1931 auf dem Kanchen dzenjo, dem höchsten Berg der Welt. Das Werk ist mit der Goldenen Olympischen Medaille ausgezeichnet. „Geschrieben ist es meisterhaft. Es ist ein Geschenk an unsere Nation.“ Urteil: „Reichs-Anzeiger“: 700 Seiten, 92 Bilder, Leinen 4.80

**Flugtag über Europa** Von Alfons Paquet  
 Der bekannte Dichter hat in einem Sommer ganz Europa befliegen. So wurde das Flugereignis, so wurde Europa noch nie gesehen. „Das beste Reisebuch seit vielen Jahren“ — nennen es die Leipziger Neuesten Nachrichten. 288 Seiten, Geb. 5.—, Leinen 4.50

**Olympia-Kassette**  
 Enthält die beiden Bände der Sommer- und Winterispiele. So kämpfte und siegte die Jugend der Welt! Von Olympiastarter Franz Müller und „Kampf und Sieg in Schnee und Eis“ von Hartwig Fort. Wir erleben alles nochmals unvergesslich mit über 200 Bildern, 2 Bde. in Kass. 9.40

... und bitten wir Sie... Von Oskar Janzke  
 Was für arme Sprachschinder sind wir doch alle! ganz gleich ob gelebt oder ungelebt, ob Kaufmann oder Literat, ob im Berufe oder dem Privatlebens. Wir erleben alles nochmals unvergesslich mit über 200 Bildern, 2 Bde. in Kass. 9.40

**Kampf den Bazillen** Von Gerhard Venzmer  
 Gegen Bakterien, Beuchen und ansteckende Krankheiten. Wie das Wesen der Bakterienkrankheiten erkannt wurde, wie man sich wirksam gegen sie schützt und dadurch sich und seine Volksgenossen dient, zeigt dieses allgemeinverständliche Buch des bekannnten Schriftstellers. 224 Seiten, Geb. 2.—, Leinen 3.50

**Umsturz im Weltbild der Physik**  
 Von Ernst Zitter  
 Ein einzigartig klarer Aufbau der heutigen Physik und gemeinverständlich dargestellt. „Die beste Lösung, die die schwierige Aufgabe der Darstellung der modernen Physik bisher gefunden hat!“ — schreibt die „Umschau“ mit „einem Weltleitwort von Max Planck.“ 3. Aufl. 272 Seiten, 59 Bilder, Geb. 4.50

**Jagd in Flanderns Himmel**  
 Von Oberst Bodenschatz  
 Die 14 Kampfmonate des Richthofenschwaders, nach Aufzeichnungen des Geschwader-Adjutanten, „Ingeleitet von Hermann Göring.“ Ein Buch, das jeder Soldat, jeder deutsche Mann lesen sollte.“ Urteil: Generalstabschef v. Blomberg, 50. Tausend. 216 Seiten, 93 Bilder, Geb. 3.40, Leinen 4.50

**Der Sturm auf Langemanns**  
 Von Hermann Thimmermann  
 Unterleiblich in der Kriegsgeschichte bleibt die Tapferkeit, die Todesverachtung und die flamme- rechte Hingabe der Freiwilligen von Langemanns. Hier ist die erste Schilderung von einem, der dabei war. „Eins der stärksten Katalogbücher“ — nennt es der Berliner Lokalzeitung. 25. Tausend. 107 Seiten, Geb. 1.90, Leinen 2.50

**Verdunst Suvlotti**  
 Von Hermann Thimmermann  
 „So war eine Fahrt von Verdunst“ — schreibt General Ritter von Epp im Geleitwort des Buches. Dieses erschütternde vorkriegsberichterbringt eine Ausschnitt aus der furchtbaren Vernichtungsschlacht des Weltkriegs, nach Aufzeichnungen eines Offiziers vom Bayerischen Infanterie-Leibregiment. 143 Seiten mit Bildern. Geb. 1.30, Leinen 1.90

IN ALLEN BUCHHANDLUNGEN ERHÄLTLICH

**Gebrannt Wein!**

Wenn Sie Ihren Ahsach „Uralt“ trinken, wie es der Kenner tut: ihn einen Augenblick auf der Zunge liegen lassen, ehe er die Zelle (ankt und mit herunternimmt, — dann trinken Sie seinen vollen, runden weinigen Geschmack, das Viermal seiner Reife!

Ein so edles Auzerzeugnis wie der Wein ist die Grundrolle von Ahsach „Uralt“. Er wird von erfahrener Hand weinlich gebrannt, nur seine edelsten Bestandteile werden für die weitere Verarbeitung verwendet. Während der folgenden Lagerung auf feinen Fässern aus dem Dolge der „Rimofin“-Eide bedient er jede Schärfe und gewinnt jene tiefergehende Weichheit. Gießfertig entfallen ihm Weisheit und Blume des Weins in seiner Reife, der Ahsach „Uralt“ die rühmlichste Bewunderung von Kennern in aller Welt verdient.

**Ahsach-Uralt**  
ein wahrhaft guter Tropfen!

EMPFEHLT DEN SIMPLICISSIMUS!



# Shenke am See

Weinlaubumflattertes Haus  
Mit dem Rebenbalken,  
Schauft ein Jahrbundert schon  
Freudlich nach Schiffen aus!

In dein Gesicht hat der Wind  
Gestofen, der Regen gebau'n,  
Deine Augen, die Fenster, sind  
Blind geworden dem Schaum.

Kebe spann alles ein,  
Auch in der Laube den Tisch,  
Einer trank hier den Wein,  
Einer aß hier den Fisch.

Und eine Fahne stand  
Weit aus dem Giebel heraus,  
Weithe Frieden ins Land.  
Seslvoll wogte ums Gaus.

Saßen am Ufer lang,  
Tanzten den Ländleranz,  
Sonne verführerisch schläng  
Gold in den Bänderfranz.

Laut in den Blockschwall  
Böllter und Mörsler sprach,  
Donnernder Widerball  
Wogte im Wasser nach.

Schiffe schwammen herein,  
Und die Tauch kam bereits —  
Und du standest allein,  
Weinlaubumflattertes Gaus!

Georg Schwarz

## Letzte Segelfahrt im Herbst

Zum ersten Male, seit das Unglück mit dem kleinen Gerd geschehen war, machten die Eheleute wieder eine Reise. Es war der Mann, der das ganze Jahr über darauf bestanden hatte, „Sieh mal“, hatte er immer wieder zu seiner Frau gesagt, „was wird denn aus allem? Du kannst nicht dein ganzes Leben herumgehen und nur an den kleinen Gerd denken. Wenn du nicht ein wenig Mut wieder gewinnst, wirst du ihm bald folgen.“ Es waren eindringliche Worte eines Mannes, der seine Frau liebte; es waren aber auch die Worte des Vaters, der ebenso wie die Mutter den Sohn verloren hatte. Es war ein großes Unglück gewesen, an einem Tag im August. Vor zwei Jahren war der kleine Gerd ertrunken. Niemand weiß, was das bedeutet. Niemand, auch die eigene Mutter konnte es nicht begreifen. Seit der Zeit ging sie umher und wurde das Lebens nicht mehr froh. Am meisten ahnte es wohl der Mann, der das Leben dieser Frau teilte. Er sah, wie der Schatten sich finsterte, immer finsterte auf das Herz der Frau legte. Am Ende sann er auf einen Ausweg. Er glaubte, daß eine Reise vielleicht etwas helfen würde. Und so waren sie denn im zweiten Jahre nach dem Unglück losgefahren, in die Heide. Sie waren gewandert durch die Einsamkeit, durch das flimmernde Land. Aber es half wohl doch nicht viel. Früher hatten sie ihre Ferien immer am Wasser verbracht. Früher hatten sie ein Segelboot besessen und waren den Sommer über oft draußen gewesen, bis Bremerhaven. Seit dem Unglück war nicht mehr die Rede von dem Boot. Der Mann hatte es stillschweigend verkauft. Und nun liefen sie seit drei Wochen durch die Heide und bald war der Urlaub zu Ende. Da kamen sie am vorletzten Tag an einen kleinen Moorfluß. Der Mann hatte im stillen seinen Plan. Vielleicht war er in den dunklen Nüchtern des letzten Jahres geboren worden. Aber er sagte nichts. Sie wanderten einen halben Tag am Fluß entlang, und am Abend kamen sie in ein Fährhaus. „Wollen wir über Nacht hier bleiben?“ fragte der Mann, „ich bin eigentlich zu müde, die halbe Stunde ins Dorf zu laufen.“ Die Frau antwortete: „Wie du willst.“ — Sie war stiller als sonst; einen halben Tag am Wasser entlang zu wandern, am Wasser, das ihren Sohn geraubt hatte... Oh, wenn sie auch nicht sein wollte, so reichte doch vielleicht nicht die Kraft aus, so etwas zu ertragen. Aber sie sagte: „Wie du willst.“ „Ja, ich finde es schön hier!“, sagte der Mann leise, und er schaute den Fluß abwärts, wo mit der Abendbrise die Torfböte kamen, mit schwarzen Segeln, schweigend und märrchenhaft. Sie aßen draußen unter rauschenden Pappeln, umweht von der Brise. Von den Pappeln segelten die ersten Blätter in den Fluß. Plotzlich sagte der Mann: „Wir müßen ein Boot haben!“ Er sagte das so unvermittelt, als habe das

Wasser ihnen nie ein Unglück gebracht. Die Frau sah ihn mit großen Augen an. Ob er alles vergessen hatte? Ob das die ganze Trauer war, die ein Vater aufbringen konnte? Aber der Mann schien wirklich alles vergessen zu haben. „Wir müssen so ein Boot haben“, sagte er verlangend. „Wie lange haben wir nicht mehr gesegelt? Weißt du noch, als wir noch nicht verheiratet waren, wie wir zum ersten Male in unserer Jolla losfuhren? Du hastest doch wahrhaftig Angst vor dem Wasser!“ Der Mann lachte leise, wie man bei einem schönen Erinnern lacht, das mit einer Heiligkeit verbunden ist. Und während noch dieses glückliche Leuchten in seinen Augen spielte, stand er auf und sagte: „Ich will doch mal sehen...“ Er ging zum Fährwürf und verhandelte. Nein, der wollte nicht. Aber nun kam es darauf an. „Sehen Sie, es geht nicht um ein bißchen Vergnügen“, sagte der Mann, und dann sprach er vom Unglück und all dem Leid. Er sprach von der Trauer, und der Liebe, die sie beide früher zum Wasser gehabt hatten, in ihrer glücklichen Zeit. Der Fährwürf sah den Mann groß an. Er nickte dann und sagte: „Komm mal mit.“ Sie gingen durch die Hintertür zum winzigen Hafen und takelten ein Boot auf. Nicht gerade so groß wie ein Torfschiff, aber gleich ihnen mit Steckmast und Luggensegel. Und ebenso schwarz von den Planken bis zur gestrichenen Leinwand. „Wenn es so ist“, sagte der Fährwürf, „dann wünsch' ich Ihnen gute Fahrt. Und wenn Sie etwas später kommen sollten, ich leg den Schlüssel unter die Matte. Der Wind nämlich, der hält die ganze Nacht an.“ „Ja, ist in Ordnung“, sagte der Mann und jumpte ins Boot, machte die Schoot klar, nahm die Ruderpinne und segelte aus dem Hafen in den dunkelbraunen Moorfluß. Die Frau sah ihn ins Fahrwasser einbiegen. Sie hatte im ersten Augenblick große, entsetzte Augen. Sie bekam geradezu keine Luft mehr. Aber dann war es ihr, als wäre alles um sie nicht mehr

Wirklichkeit, als wäre das alles ein ferner Traum. Der Mann legte bei den Pappeln an, „Komm“, sagte er ruhig, „ich habe ein Boot bekommen.“ Die Frau wollte etwas sagen, konnte sich aber nicht rühren. „Braucht doch keine Angst zu haben, du weißt, ich kann segeln“, sagte der Mann. „Ja“, sagte die Frau, „ich weiß.“ Sie wollte noch etwas sagen. Aber sie stand auf. In den letzten zwei Jahren hatte sie es aufgegeben, einen Wunsch zu äußern oder ihren Willen kundzutun. Sie stieg ins Boot und stieß, wie sie es früher gemacht hatte, mit dem Fuß ab. Der Mann ging über Stag, legte das Boot auf den richtigen Bug und nahm die Schoot dicht. Leise glucksten die Wellen unter den Planken dahin; leise sang der Wind in den Fallen. Es war ein Herbstabend, wie sie nur im Moor nahe der See sein können. Im Westen glimmte der letzte, große Schimmer des Tages. Im Osten stand schon hoch und klar der volle Mond. Die Kiebelztaumelten im weißen Schein über den Nebel der Brücken. Und immer weiter, wie auf ewiger Fahrt, glitt das schwarze Boot über den dunkelbraunen Fluß, als gäbe es kein Leid. Ja, es war etwas Seltsames, was in dieser Nacht geschah. Die Frau wurde müde. Schrecklich müde. So müde war sie in den letzten zwei Jahren nicht mehr gewesen. Das leise Schaukeln wiegte sie unaufrichtig, als sei sie ein Kind in der Wiege. „Komm, leg dich etwas hin“, sagte der Mann, „komm, hier deine Kopf auf meinen Schoß.“ Er wollte weiter sprechen, aber er hatte noch nicht den Mut dazu. Die Frau bettete sich, müde von der Wanderung und müde vom lang im Herzen getragenen Leid, auf seinen Schoß. Und weiter blickte der Nachwind in das schwarze Segel, als böle es in die stille Ewigkeit gehen. Doch an den nahen Ufern war das Leben, atmete das Schiff, lief leise ein Blühhuhn, strich eine Bekassine ab. „Du müdest das sehen“, dachte der Mann; aber die Frau hatte die Augen geschlossen. Sie dämmerte im Halbschlaf vor sich hin. Dem Manne war es sehr bange ums Herz. Vielleicht führen sie über eine Stunde; er wußte es nicht genau. Die Stille kannte keine Zeit. Aber da geschah etwas, was diese Stunde zu einer Ewigkeit machte. Die Frau lächelte lautlos zu ihm hinauf, mit geschlossenen Augen. Sie lächelte, wie sie früher vor einer Ewigkeit einmal gelächelt hatte. Aber ob es nicht nur ein Traum war? Ob sie ihn meinte? — Oder...? „Du?“ sagte der Mann zögernd. „Du...?“ „Ja...“ antwortete die Frau kaum hörbar, und ihre Augen öffneten sich so klar, als habe sie nicht geschlafen. Sie schauten aufwärts in den hellen Nachthimmel, und sie sagte wieder, leise und ruhig; „Ja“. Sie sah alles, des Mannes Gesicht und die weißen Mondwolken, sie sah, daß der Mann das Boot wendete und heimsegelte. Und er schloß die Augen nicht mehr, als der Mann fragte, ob sie sich wieder ein Boot kaufen wollten, und ob es nicht vielleicht doch wieder ein wenig besser werden könnte... Sie schloß die Augen nicht mehr und sagte nach einer ganzen Ewigkeit des Schauens in helle Nacht und schlafendes Land wieder festes „Ja“. Bastian Müller

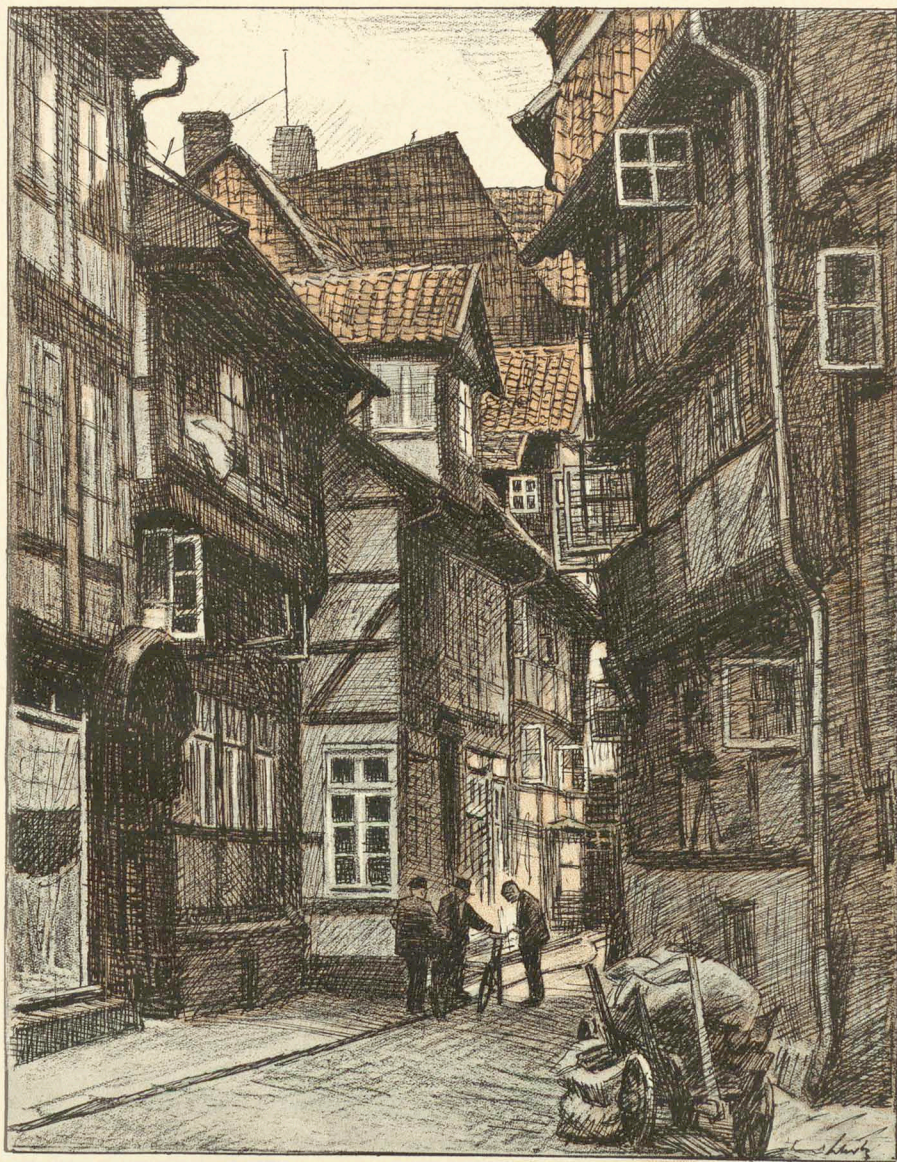
(v. Hegenbarth)



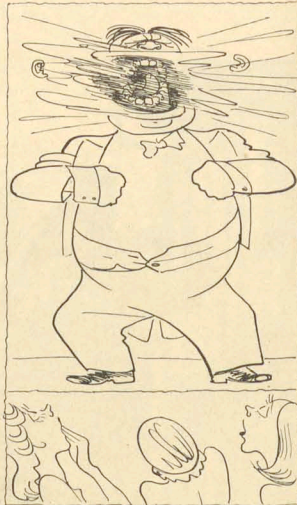
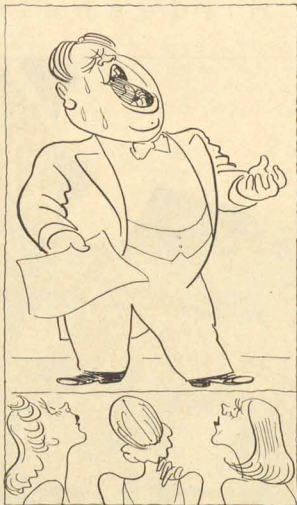
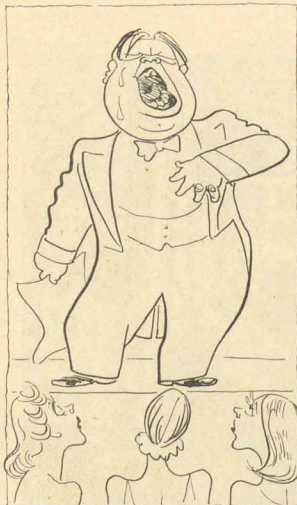


# In Hildesheim

(Wilhelm Schulz)







## Jagd nach dem Typ

Von Ernst Hoferichter

Jahrelang hing über meinem Mahagonischreibstisch der Reklameabreißkalender einer Seifenfabrik. Darauf war in Lebensgröße der Kopf eines Mädchens abgebildet, dessen Schönheit nur durch ein lyrisches Gedicht nachgefühlt werden konnte. Durch ihr Haar floß chinesische Tusche in wohligen Strömen. Aus ihren Schaukelperldaugen tropfte die Güte. Ihre Lippen aber erinnerten an Vierfrüchmelmelde oder an das Sammetweiche von Pflüschesseln in Wartezimmern. Ja, so sanft und ohne Arg war dieser Mund, daß ich mir an seine Ufer ein Wochenendhaus mit Sonnenblumen dachte. Und sie lächelte, so oft ich hinsah oder ein Blatt vom Kalenderblock abriß. Bald war ich in dieses Bild verliebt, küßte es jeden Tag und benützte aus tiefster Zuneigung die darunter angepreisene Vollmilchseife „Aurora“. Alles in mir verlangte nach dem lebenden Vorbild. „So eine Frau — oder keine!“ Im Bummal durch die Straßen, in Kaffeehäusern, auf Hotelterrassen und an den Verkaufsständen der Seefischhalle sah ich nach meinem Typ aus. Täglich trug ich ein Stück Auroraseife in der Tasche, um eine Erprobung sogleich damit zu beschenken und meine Sehnsucht beweisen zu können. Auf der Plattform der Straßenbahnlinie Nr. 9 entdeckte ich plötzlich diesen Kopf, als wäre er von meinem Abreißkalender mit der Schere ausgeschnitten. Liebliche Haarströme... Schaukelperldaugen... pflüschgepolsterte Lippen — alles stimmte wie die Normaluhr. Meine Pulse hämmerten gleich einem elektrischen Klavier und meine Zunge dörrte vor Aufregung. Sie mußte dieses Klavierpiel und meine Trockenheit bemerkt haben — und schlug die Augen als Jalousien nieder. „... die Güte selbst...“ dachte ich, trat einen Schritt auf sie zu und stotterte etwas von ungläublicher Ähnlichkeit... Ideal... Typ... Aurora... Verzeihung... Vollmilch... Zufall... — Und dazwischen hinein drückte ich ihr das Stück Seife in die Hand. Nach zwei Haltestellen hatten

wir uns bereits so weit gefunden, daß wir uns für den Sonntag verabredeten. Wir fuhren auf einem Ausflugsdampfer. Sie fütterte die Möven. Wenn ich ein „Ja“ erwiderte, nickte sie mild mit dem Kopf. Die gewünschten „Nein“ schüttelte sie gelächelnd aus ihren Locken. Dann sprach sie von Säulen, Tempeln und Weiblaub im Haar. Ich streichelte sie und gab ihr den wohligen Namen „Amalie“. Über den Dampfsteig hätte ich sie gerne auf den Händen getragen. Aber aus Furcht, sie könnte mir aus Zartheit zerbrechen und vor Milde schmelzen, schwärzte ich mit ihr nur Arm in Arm ins Seerestaurant. Dazu gurrte sie wie eine Taube. Und ich dachte, daß mein Typ nur von der Tasse nuppe und den Kuchen in Krümchen aufpucke. Aber bis zum Abend hatte sie zwei Portionen Kaffee, vier Stück Torten und drei Wurstbrote verzehrt. Zur Nacht besuchten wir zwei Speiselokale. Amalie ließ sich jedesmal nachservieren und trank dazu drei Schoppen Mosel und vier Kirsch. Ich bekam für das Wohlergehen meines Typs Angst und zählte heimlich in der Tasche mein Bargeld nach. „Wenn es dir nur nicht schadet, Amalie...?“ „Du, warum bist du so höflich zu mir...?“ das finde ich nicht nett...!“ erwiderte sie gedemütigt. Um ich meinen Formfehler vergessen zu lassen, sprach ich von Schwänen, die durch die Fenster ziehen, von wehenden Rosengärten, Zypressenwäldern und Palmenhainen... Da war sie wieder im Eden heimlich geworden — und um zehn Uhr sagte sie: „... Bestell mir, bitte, einen Wagen...!“ „Aber Amalie, wir können doch auch mit dem Autobus zurückfahren!“... Jetzt wirst du aber geschmacklos... Ich wünsche nicht, daß...“ „... aber, meine Taube, wir haben uns doch auch auf der Plattform...?“ „... Willst du mich im Wagen zurückfahren oder...?“ „Ober, ein Taxi...!“ —

Am Haustor hatte sie wieder das lächeln aus Schwänwischen und Puppenfee. Ihr Gesicht zerfloß beim Abschied zu Märchen, und ich drückte dem Chauffeur als Pfand meine goldene Sprungdeckeluhr in die Hand. — Wir trafen uns jetzt jeden Tag. Amalie bekam immer mehr Appetit. Eine Freude an neuen Abendkleidern erwachte in ihr. Ich wuchs in neue Gesellschaftsformen und Manieren hinein, weil sie mich täglich taktloser und unmöglicher fand. Ich mietete ihr eine Achzimmerwohnung. Um alle Stunden ihr zu opfern, gab ich meinen Beruf auf. „Amalie, jetzt hast du wohl Raum und Zeit genug durch mich...?“ „... mir das auch noch vorzuwerfen, finde ich mehr als kitschig...“ antwortete mein Typ. Drei Tage darauf überraschte ich sie nach Mitternacht in der Neptun-Bar. Mit Taubenlächeln zog sie einem Autohändler die grauen Haare aus den Schläfen. — Das Bild meines Ideals explodierte. Mit dem Seifenkalender „Aurora“ heizte ich mir den Olen zur Nacht meiner Enttäuschung an. Aus war es mit Sammetlippen, Billardaugen und wiegenden Locken... Jäh schlug mein Typ ins Gegenteil um. Wer zuvor Schlagsahne verpeist hat, sehnt sich nach sauren Gurken. Und beim Spaziergang durch die Raubtierschau des Zoo sah ich den Gegenpol aller Sanften und Zarten. Sie neckte mit ihrem Sonnenschirm einen bengalischen Tiger, entnahm ihrer Krokodilledertasche etwas Fleisch und warf es zwischen die Gitterstäbe. Tiger stand gegen Tiger. Und Raubtier gegen Raubtier tauschen Gefühle aus. „... Ooooh, wie gemein...!“ hörte ich im Gelste meine enttäuschte Taube zischen. Aber diese Erinnerung verstärkte meine Zuneigung für die Tigerdame, die bis in die Mundwinkel hinein der schreiende Gegensatz zu Amalie war. In diesem Mädchenanzug war alles Sanfte abgemant und alle Milde wegrasiert. Ihre Haare brannten rot wie ein Großfeuer. Die graugrünen Augen waren nur durch den Spalt eines Schlitzverschlusses sichtbar. Die Lippen waren ein Paar Korallen, die mit offenen Augen scheinbar schliefen.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G. m. b. H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der Simplizissimus erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Hg.; Abonnement im Vierteljahr RM. 5,10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937, d. A. III, Vg. 37, 17/18. Unverlangte Einwendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postcheckkonto München 9920. Erfüllungsort München.

Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich: Dr. Emerich Morawek, Wien 1, Wollzeile 11.



ten. Und ihrer Figur glich nichts so sehr als ein Staubsauger, der sich über das Gelände schlängelt.  
 Ich kaufte vom Wärter Fleisch — und beinahe hätte ich die Bestien verwechselt und das erste Stück der Dame zwischen die Zähne geworfen. Ich machte für mich das Heulen einer Hyäne nach. Sie nahm es mit Wohlgefallen auf, und durch diese Tierlaute kamen wir uns menschlich näher. Sie liebte Zirkus mit Todesschleifen, verspelste nur Beefsteak tatar und sammelte Speere und Dolche. Und konnte wie Natron aufbrausen... Nach einer Stunde warf sie mir eine Portion Italienischen Salat an den Kopf und drohte mir mit der dreizackigen Gabel, als ich für sie bezahlen wollte.  
 ... „Masalina...!“ schrie ich.  
 Darauf fiel sie mir um den Hals, wo sie noch heute liegt. Sie gibt Pfötchen und lßt aus der Hand. Die Lektüre von Brehms Tierleben ließ mich tiefer in ihren Charakter eindringen.  
 Und wie alle Tiere ist sie im Grunde ihres Wesens

ein Engel. Und Onkel Nietzsche sah um die Ecke, wenn er entdeckte, daß jedes schlechte Ding zwei gute Seiten hat.  
 Aber mein Typ versteht das alles nicht, weil sie es selbst ist. Blinzelt sitzt sie mit leicht gekrümmtem Rücken neben mir. Angst bekomme ich nur, wenn sie von den Nebentischen her mit durchbohrenden Blicken gereizt wird.  
 Da könnte es sein, daß in ihr die Bestie slegt und in einem Sprung über drei Service hinschnellt. Aber durch ein Tatarbrot habe ich sie bisher immer besänftigen können — — —

### Gespräch mit dem Nebel

Sowie ich in der Früh meine Atolltür aufmach', kommt er angelatscht, mit grauen, nassen Füßen, kommt zu mir herein, der schliche Kundel  
 „Bist da?“ sag' ich.  
 Sagt er: „Dös woaßt do, daß i im Hirbst allwei kumm. Im Hirbst is bei mir Süssung!“

„Ko' scho' sei!“ sag i zu eahm; „aber lieber waar's mir, bals d' gar nia net kemma tatst, blöder Hund!“  
 „Wos?“ sagt er. „Willst a Maler sei' und magscht mi it, wo i do alls so scho' verschleiern tua? Wo do alls so ‚malerisch‘ werd hinter meine grauen Vorhäng?“  
 „O mei', Menschl Verschlei'er du mei' Kohlenrechnung, verschlei'er du mei' Ischlas in de Fuß, nacha kanscht dableib'n! Aber du kanscht ja nixen!“  
 „Möchst halt gar alls verschlei'er ham!... Draus im Moos kenn i oan, derselbig möcht sei' Alte verschlei'er ham... I hob's g'macht! ‚Stell s' ner reacht weit naus ins Moos', hon i g'sagt, ‚nacha verschleiern ma s' aso, dab d' as gar nimmer siehgscht.‘ Dös tuascht', hot er g'sagt, und an Zwicknagel die seinige aa dazul' Und hat g'lacht. Seit dera Zeit hamm s' im Moos draus alle alten Weiber zum Torfmachen ang'stellt, und die Bauern san z'frieden, und in die Höf' is a Ruah!“ R. G.

## Auf der Hochzeitsreise

(R. Kriesch)



„Hoffentlich merken die Hotelgäste nicht, daß wir soeben geheiratet haben!“ — „Keine Angst, Inge, die halten uns alle für unverheiratet!“



Bursch'n, laßt' an Juchbroa hör'n,  
und werfe's d'Süatln 'nauf,  
bis auf Münfa nei' müasst's plärr'n  
und auf d'Zugspiz 'nauf.

's Kirtafabndl hängt scho 'raus,  
d'Sau is' aa scho' g'schlacht',  
da gibt's jertz an quat'n Schmaus  
auf die Nacht.

Deandl mit del'm Jungfernfrenz,  
geh, was liegt denn dro,  
hoamzu, nach'm Kirtatanz — — —  
'beicht' werd' nacha scho'.

Mit dö selln vo' Sinterham,  
rechna mir jertz a',  
wo de insen Menscher ham —  
Serrgotts!

Oamal brauch't's do' aa an G'spaß  
für a Bauernleut!  
Trinf' ma' no' a frische Maß,  
waar net g'feit.

Kirta is', da g'freun mir ins,  
da geht jertz was drauf!  
Fressie's no' grad, was 's fressen Finnts,  
und spiel't's auf!

Joseph Maria Luz